

Kreuzfahrer für den Frieden

Peace Boat – eine schwimmende Friedensuniversität



Text: Michael Gleich

Fotos: Uli Reinhardt, Zeitenspiegel



Die Japaner kommen. An einem halbdunklen Sonntagmorgen, es gießt in Strömen, schiebt sich ihr Schiff in den Hafen von Istanbul. Neun Decks hoch, weiß und majestätisch. An der Kaimauer wartet schon die türkische Polizei. Ein Kreuzfahrtschiff, das luxuriös aussieht, aber Peace Boat heißt – das riecht nach Ärger. Zudem sind 650 Japaner an Bord, die Kundgebungen gegen die türkische Regierung angekündigt haben. Handelt es sich um Spaß-Spontis aus Fernost oder politische Aktivisten? Um verwöhnte Kreuzfahrer oder Kreuzritter für den Frieden?



Protest und Party – Mit diesem Programm-Mix geht das Peace Boat dreimal pro Jahr auf große Fahrt. Veranstaltet werden die Kreuzfahrten der anderen Art von einer Freiwilligenorganisation in Tokio. Auf dem 200 Meter langen Dampfer bieten sie einen Komfort wie auf kommerziellen Ozeanlinern, ungewöhnlich sind dagegen seine Häfen und Höhepunkte. Die Teilnehmer erfahren im wahrsten Sinne, dass es jenseits des Horizonts mehr zu entdecken gibt als nur Pyramiden, Disneylands und Hofbräuhäuser. „Sondern auch Probleme und Konflikte, über die wir Japaner uns Gedanken machen sollten“, sagt Yoshioka Tatsuya, einer der Gründer von Peace Boat.



In den Zielhäfen treffen sich Passagiere mit Gewerkschaftern und Künstlern, mit Kriegsdienstverweigerern und Fraueninitiativen. Legt das Schiff in der Nähe eines Kriegsgebietes an, kommen Vertreter aller Konfliktparteien an Bord und halten Vorlesungen. Auf neutralem Boden können erklärte Feinde auf eine Weise miteinander reden, die in der vergifteten Atmosphäre ihrer Heimatländer unmöglich wäre. Israeli treffen Palästinenser, Inder konferieren mit Pakistani, kolumbianische Guerilleros mit Regierungstreuen. Die Gastgeber spielen bewußt ihre Gunstlage aus: Das offene Meer fördert offene Gespräche, außerhalb der Zwölf-Meilenzone lockern sich die Zungen.



Da hift es zusätzlich, dass die ernsten Themen nicht dazu führen, dass an Bord die Schwermut ausbricht. Fröhliche Umtreibigkeit bestimmt den Tagesablauf. Um sechs Uhr Tai Chi auf dem Außendeck. Bauchtanz in der Windjammer-Bar um acht. Kodo-Trommeln am Swimmingpool um zehn. Danach Gebärdensprache. Nachmittags Karate für Frauen. Abends Global University mit dem Seminar „Die Zukunft des Irak“.



Das Peace Boat Team beschränkt sich meist darauf, Räume und Geräte zur Verfügung zu stellen. Der Rest ergibt sich. „Ich bin immer wieder völlig begeistert, was den Leuten alles einfällt“, sagt Ai Onodera. Sie gehört zu den 80 festangestellten. Spendengelder sammeln, Passagiere betreuen oder den Cruises vorausreisen, um das Programm vorzubereiten. Obwohl erst Mitte zwanzig übernimmt sie mit ihrem Team Verantwortung für das Wohl und Wehe von hunderten Passagieren, koordiniert 200 Leute Besatzung, sorgt dafür, dass sich das Durcheinander in Grenzen hält.



Die Peace Boat-Organisation hat ein einzigartiges Finanzierungssystem, ausgeklügelt. In Japan sammeln junge Leute als Freiwillige Spenden oder kleben Werbeplakate. Pro Arbeitsstunde sammeln sie Punkte, die ihnen angerechnet werden, wenn sie selbst buchen. Der Reisepreis beträgt rund 10.000 Dollar. Damit liegt Peace-Boat rund dreimal niedriger als kommerzielle Veranstalter. Die Aktivisten erweisen sich als gewiefte Unternehmer; sie können so knapp kalkulieren, weil die meisten Passagiere die komplette 90-Tage-Reise buchen und deshalb selten Kabinen leerstehen. Der heimliche Handel lautet: Die Engagierten verbreiten die Botschaft, und die Nur-Touristen machen das Boot voll. Doch oft springt der Funke über. Die Bildungsangebote sind für alle, und so kommt es, dass Vorlesungen auch zu später Abendstunde noch ein mehrhundertköpfiges Publikum finden.



Mr. Toshi, ein Schwertkampflehrer und Bücherschreiber, drahtig und mit Anfang 60 einer der jüngeren Alten an Bord, erlebt jeden Tag an Bord als eine Horizonterweiterung. „Wir Japaner wissen viel zu wenig von der Welt. Was unser Land zum Beispiel im Zweiten Weltkrieg Korea und China angetan hat, darüber schweigen die Schulbücher. Wir haben keine Ahnung, wie uns andere Völker sehen, das ist erschreckend!“ Eritreer essen Spaghetti? Italien hat aktive Vulkane? Europäer bekommen sechs Wochen Jahresurlaub? Seemeilen reihen eine exotische Erkenntnis an die andere.



Die Japaner kommen. Von Dubrovnik aus fahren 30 Passagiere mit dem Bus nach Mostar. Sie wollen die bosnische Stadt besichtigen und sich mit einer örtlichen Friedensgruppe treffen. Bis nach Tokio und Kobe haben sie vom Schicksal Mostars gehört, von einer wunderschönen historischen Steinbrücke, die im Bürgerkrieg gezielt zerstört wurde. Wie wird Mostar wohl heute aussehen, so viele Jahre später?



Nobuko (32) und Mashiba (22) sind mit dabei. Eine Delegation von Mladi Most, „Junge Brücke“, empfängt die Gäste. Alle sind freundlich, aber auch befangen. Ein Schuss Misstrauen begleitet den gemeinsamen Gang durch die Hauptstraße. Im Krieg verlief hier die Front. Mashiba entdeckt eine Badewanne, die wie eine Skulptur aus einer Hauswand herausragt. Etwas schlimmes muss hier passiert sein. Mashiba vergeht die Lust zu fotografieren. Die jugendlichen Stadtführer erzählen von einem geteilten Mostar. Nobuko notiert: Der Hass zwischen Kroaten und Bosniaken ist geblieben, als die Soldaten schon längst weiter gezogen waren. Die Bosnier registrieren verwundert: Japaner, die mitschreiben, statt Gruppenphotos zu schießen.

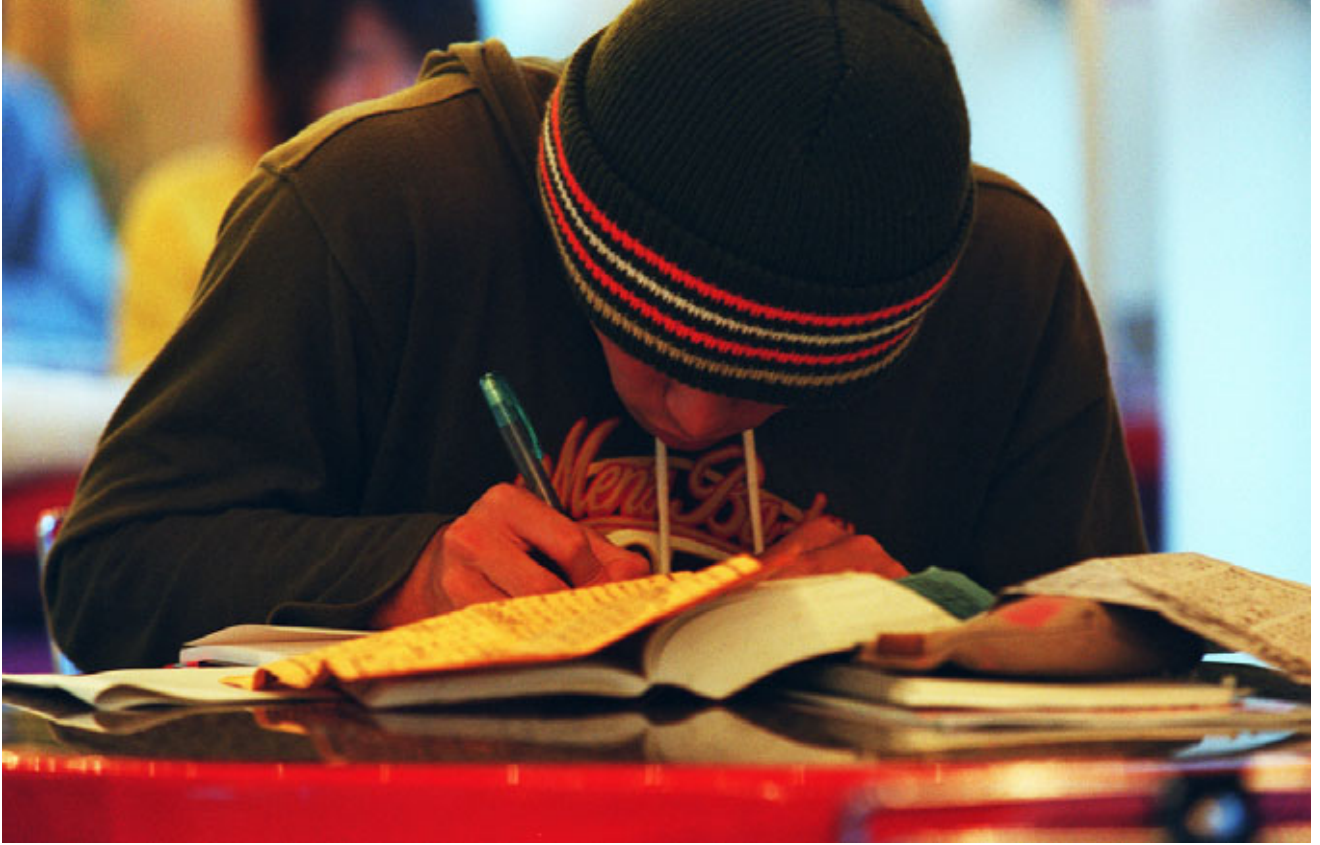


Die beiden Freundinnen werden zum ersten Mal bei einer Gastfamilie übernachten. Mit Senada, einer 28jährigen Muslimin, stapfen sie über schlaglöchrige Bürgersteige, vorbei an Ruinen. Die drei steigen durch ein offenes Treppenhaus, in das ein kalter Regen hineinklatscht, in den obersten Stock empor. Senadas Schwester öffnet. Drinnen ist plötzlich alles anders. Im Wohnzimmer buldert ein Holzofen, es ist hell und warm, einen Fernseher gibt es auch. Mithilfe von ein wenig Englisch und einem Sprachcomputer klappt die Verständigung bald. Später, unger dicken decken im Bett, schreibt Nobuko in ihr Notizbuch: Einige tausend Kilometer bin ich übers Meer gefahren. Ausgerechnet hier in Bosnien beginnt der Boden zu schwanken, und vermutlich hat das nichts mit dem Seegang zu tun.

Gewohnheiten geraten ins Wanken. Nobuko merkt das, als sie schon längst wieder zurück an Bord ist.



Davon kann auch die Chinesin Jingjing berichten, die ein halbes Jahr später an Bord ist. Die 22jährige ist völlig verwirrt. „Ich weiß nicht“ – so beginnen viele ihrer Sätze. Zum ersten Mal in ihrem Leben hat sie ihr Heimatland verlassen, um in Tokyo das peace Boat zu besteigen. In Taiwan, beim Erzfeind, ist sie seitdem gewesen, in Vietnam, beim unbekanntem Nachbarn, in Singapur, „wo alle im Kaufrausch waren“, in Eritrea, „wo die Menschen noch ärmer sind als bei uns in ländlichen Gebieten“. Jeder Landgang ein Kulturschock, und an Bord ist sie konfrontiert mit Japanern, deren Gewohnheiten sie zusätzlich befremden.



Neben Jingjing und Tarko sind vier weitere „Internationale Studenten“ an Bord: der Israeli Itay, die Palästinenserin Iba, der Amerikaner Tyler, die Südkoreanerin Narae, alle Anfang 20. Das Programm holt junge Menschen aus Konfliktregionen (ja, auch die USA wird als solche betrachtet!) mit einem Stipendium ins Boot. Vier Tage vor dem Auslaufen war Jingjings Vater gestorben. Ihre Mutter und zwei Geschwister standen plötzlich ohne Ernährer da. Dennoch hat sie nicht abgesagt. „Diese Reise ist die Chance meines Lebens“, sagt sie leise, mit einem leichten Zittern in der Stimme. Ihre Mutter habe sie gedrängt, das Ticket nicht verfallen zu lassen, sie werde sich mit dem Backen und Verkauf von Brot in Beijing schon über Wasser halten.



Die Koordinaten scheinen nicht mehr zu stimmen, an denen sich Jingjing stets orientiert hatte. Für Positionsbestimmungen ist in China die Partei zuständig, das hat die Studentin zwar mal kritisiert, aber nie grundsätzlich bezweifelt. Und jetzt? „Ich weiß nicht,“ sagt sie, „wenn ich zurück in Beijing bin, werde ich einiges überprüfen müssen.“ Behaupten doch die Funktionäre beispielsweise, fast alle Taiwanesen sehnten sich danach, heim ins Reich der Mitte geholt zu werden. Doch auf dem Schiff traf Jingjing den gleichaltrigen Tarko aus Taipeh, und der erzählte eine ganz andere Version: Außer ein paar Ewiggestrigen plädierten fast all seine Landsleute für die Unabhängigkeit der Insel. Was ist die Wahrheit?



Wenn es in den Seminaren um die großen globalen Themen geht, Demokratie, Menschenrechte, Gewaltlosigkeit, wirkt sie manchmal abwesend. Dann denkt sie an daheim. Muss sie ihr Englisch- und Politikstudium abbrechen, weil die Uni zu teuer wird? Der Traum, eines Tages Bürgermeisterin ihrer Heimatstadt zu werden, „weil endlich die gewissenlosen und korrupten Kader abgelöst werden müssen“, rückt in weite Ferne. Oft bricht sie unvermittelt in Tränen aus. Die anderen Studenten trösten sie.



Auch diejenigen aus reichen Ländern verstehen seit kurzem etwas besser, was alltägliche Armut bedeutet. In Sri Lanka besuchten sie mit der Peace Boat-Delegation ein Dorf, das Bürgerkriegsflüchtlinge wiederaufgebaut hatten. Tyler, der in Minneapolis Kommunikationswissenschaft studiert, spürte ihn geradezu körperlich, den Unterschied, „ob du Krieg und Flucht im Fernsehen als Konsumware angeboten bekommst, oder ob du mittendrin stehst, die fürchterlichen Folgen mit eigenen Augen siehst. Wenn du sie fühlen, fassen, hören und riechen kannst.“ Die Studenten lernten eine Familie kennen, die Bonbon-Papiere gesammelt hat, um sie fein säuberlich zu plätten und innen an die Wände ihrer Hütte zu kleben, als Tapetenersatz. Dieser unbändige Wunsch nach Schönheit, mitten im Elend, beeindruckte die Studenten am meisten. Seitdem geistern die Flüchtlinge immer wieder durch ihre Diskussionen.



Jasna Bastic, die Kursleiterin und Initiatorin des IS-Programms, hat Erfahrung mit Krisen und Konflikten an Bord. „Unser Motto ‚Frieden ist möglich‘ bedeutet ja nicht, dass es keine Konflikte gibt.“ Sie lehrt die Studenten, wie man deren Ursachen, Muster und Hauptakteure analysiert und so zu möglichen Lösungen kommt. Sie selbst ist in eine harte Schule gegangen. Geboren und aufgewachsen in Sarajewo, ausgebildet als Journalistin, musste sie im Bosnien-Krieg vor dem Dauerbeschuss der Serben fliehen, die die Stadt belagerten. Ihr persönliches Schicksal macht sie für die Studenten auf dem Peace Board zu einer Vertrauensperson. Aus einem tieferen Verständnis heraus stellt sie die Fragen, die treffen. Mit ihrer burschikosen Zärtlichkeit wird sie zur älteren Schwester, die lobt und tröstet.



„Das Schiff ist wie ein Mikrokosmos“, weiß sie, „wie ein kleines Abbild der großen Welt, die wir auf unseren Reisen umrunden.“ Jetzt, wo jeder mit jedem hadert, sind ihre Schlichtungskünste gefragt. Doch während ein Bürgerkrieg durchschnittlich sieben Jahre dauert, wie Wissenschaftler ermittelt haben, legen sich die Wogen in den Seminaren des Peace Boates innerhalb von Stunden. Auf offener See fällt es leichter, Tacheles zu reden. In einer kleinen Zeremonie an der Reling von Deck 9 werden die Missverständnisse in kleine Päckchen verpackt und über Bord gekippt. Frieden? Frieden. Bis auf Weiteres. Alle haben unbekannte Seiten an den anderen kennen gelernt. Es ist wie mit dem Meer: Die größten Gefahren lauern nicht auf, sondern unter der Oberfläche.